

Nr. 218 Bromberg, den 23. September 1933.

Ein Roman aus Haiti von Hans Possendorf:

Damballa ruft!

(Schluß.)

Als Mister Sprink nicht lange darauf die Nachricht seines Neffen in der Hand hielt, glaubte er zuerst, daß sich jemand einen schlechten Scherz mit ihm machen wolle.

„Wer hat dir denn diesen Zettel gegeben?" fragte er den Boten.

„Ein fremder weißer Mann", log der Schwarze, denn er hatte Diane gelobt, sie nicht zu verraten.

John Sprink, der überhaupt noch keine Ahnung davon hatte, daß sein Neffe wieder in Haiti weilte, begab sich nun sofort zum Hospital und gab den Auftrag, Träger mit einer Bahre nach dem bezeichneten Ort zu senden. —

Spät in der Nacht wurde Oliver Barring ins Hospital eingeliefert. Er erlangte das Bewußtsein nicht wieder, das Leben in seinen Gliedern erstarrte, der Atem blieb aus, das Herz schlug nicht mehr. Das war am folgenden Abend. Der Arzt stellte den Tod fest. Sein Körper wurde, wie es in dem tropischen Klima üblich, bereits am nächsten Nachmittag auf dem Europäerfriedhof beigesetzt. — Die Todesursache war nicht mit Sicherheit festzustellen gewesen.

*

Zwei Tage nach dem Begräbnis verbreiteten sich zu früher Morgenstunde in der Stadt zwei sensationelle Nachrichten: Das Grab Oliver Barrings war in der Nacht geöffnet, der Sarg erbrochen worden und der Körper des Toten spurlos verschwunden. In derselben Nacht war Pierre Escandon aus dem Gefängnis ausgebrochen.

Von den drei Gefängniswärtern, die zugleich mit ihm verschwunden waren, wurde wenige Tage darauf einer gefaßt. In seinem Besitz wurden mehrere Tausend Gourdes gefunden. Nach langem Leugnen gestand der Mann, daß er und seine beiden Kameraden die Flucht Escandons ermöglicht hatten und daß sie durch die Tochter des verstorbenen Napoleon Touzard durch große Summen bestochen worden waren. —

Alle Nachforschungen nach Pierre Escandon und Diane Touzard blieben vorläufig ebenso erfolglos wie die Suche nach der Leiche Oliver Barrings.

23.

Erst ein halbes Jahr später tauchten Gerüchte auf, daß Escandon sich im Norden des Landes aufhalte und zusammen mit einem bekannten Cacoführer, dem Neger Charlemagne, wieder zum Aufstand hetze. Einige von den im Solde Amerikas stehenden Spitzeln wollten Diane Touzard in Escandons Begleitung gesehen haben.

Weitere eineinhalb Jahre später — im Frühjahr 1919 — brach der Aufstand wirklich los. Die Cacobanden Escandons und Charlemagnes wuchsen von Tag zu Tag. Schließlich standen gegen zwanzigtausend Mann unter ihrem Kommando.

Die Gendarmerie konnte schon längst nicht mehr mit den Aufständischen fertig werden. Die Regierung der Vereinigten Staaten hatte ein Marine-Detachement senden müssen. Aber auch dieses reichte nicht aus. Ein Nachschub nach dem anderen ging nach Haiti ab.

Trotz der schlechten Bewaffnung waren die Aufständischen durch ihre genaue Kenntnis des wegelosen Innern der Insel den Amerikanern überlegen. Immer wieder gelang es, die amerikanischen Abteilungen in den Hinterhalt zu locken und aufzureiben.

Auch alle Bemühungen, festzustellen, in welchem abgelegenen Schlupfwinkel Pierre Escandon sein Hauptquartier hatte, mißglückten. Aber daß Diane Touzard bei ihm war, darüber gab es nun keinen Zweifel mehr: Sie hatte sich an mehreren Überfällen auf amerikanische Truppen an Escandons Seite gezeigt und an den Kämpfen beteiligt. —

Die Lage wurde für Amerika immer bedrohlicher. Escandon hatte bereits eine Art Nebenregierung geschaffen, der sich ein Teil der Bevölkerung willig fügte. Nur noch eine kurze Spanne Zeit schien ihn vom Endsieg zu trennen.

Als dieser aufreibende Guerillakrieg bereits achtzehn Monate währte, kam den Amerikanern der Zufall zu Hilfe: Charlemagne fiel im Kampf, und Escandon wurde zehn Wochen darauf bei einem unerhört dreisten Angriff auf die Hauptstadt so schwer verwundet, daß er aus den Kämpfen ausscheiden mußte. Nur mit genauer Not entging er der Gefangennahme.

Ihrer beiden Führer beraubt, verloren die Aufständischen den Mut, und die Bewegung brach allmählich zusammen.

*

Unter den Cacos, die in diesen letzten Kämpfen von den Amerikanern gefangen wurden, fand sich einer, der gegen gute Belohnung Escandons Schlupfwinkel endlich verriet. Obwohl man sich dem in einer abgelegenen wilden Schlucht befindlichen Versteck unter allen Vorsichtsmaßregeln näherte, gelang es Escandon und Diane auch diesmal wieder zu entwischen.

Nur einen einzigen Menschen fand man in diesem „Hauptquartier" noch vor: einen völlig verblödeten Weißen. Seine Hände zeigten Spuren schwerer Arbeit, und sein Körper wies Striemen und Narben auf, die auf grausame Mißhandlungen deuteten. Es war offenbar, daß man die Hilflosigkeit des Unglücklichen auf bestialische Weise mißbraucht hatte.

Der Geisteskranke wurde nach Port au Prince transportiert und dort als der „verstorbene Oliver Barring" wiedererkannt. Mister Sprink erklärte sich bereit zu beschwören, daß dieser lebende Tote tatsächlich sein Neffe sei.

Einige Wochen behielt man Barring noch zur Beobachtung im Hospital von Port au Prince. Aber alle Versuche, sich ihm verständlich zu machen oder ihm ein Wort zu entlocken, blieben vergeblich. Seine Augen hatten einen schauerlichen Ausdruck von Leblosigkeit, seine Bewegungen die Steifheit einer Marionette.

Endlich wurde Oliver Barring nach Amerika abtransportiert und dort als unheilbar Kranker in einer Irrenanstalt untergebracht.

*

So rätselhaft und unerklärlich der Fall Oliver Barring für die Amerikaner war, so klar schien er für die haitianische Bevölkerung zu liegen:

Pierre Escandon und Diane hatten sich von Baron Samedi, dem Herrscher des Schattenreiches, die Erlaubnis erwirkt, den Verstorbenen und schon Begrabenen der Erde wieder zu entreißen. Sie hatten den Körper dann mit Hilfe eines Mittels, das sie sich nur von einem geschickten Bocor beschafft haben konnten, zu einem Scheinleben wiedererweckt, — kurz: sie hatten aus Oliver Barring einen „Zombie" gemacht.

Der amerikanische Beamte, der mit der Untersuchung des Falles betraut war, hielt es lange für unvereinbar mit dem gesunden Menschenverstand, auf solche abergläubischen Gerüchte einzugehen. Eines Tages aber begann er doch mit der Fahndung nach dem Magier, der seine Hilfe zu solchem Verbrechen geliehen haben sollte. Allerdings blieben diese Nachforschungen erfolglos.

Was den Amerikaner dazu bestimmt hatte, die Existenz von Zombies nicht mehr durchaus ins Reich der Fabel zu verweisen, war ein gewisser Artikel des Strafgesetzbuches der Republik Haiti, den er zufällig entdeckte. Die zweite Hälfte dieses „Artikels 246" beschäftigte sich mit einem Verbrechen, das seines Wissens in keinem anderen Strafgesetzbuch der Erde vorkam:

Dieser Abschnitt besagte, daß wegen Mordversuches zu bestrafen sei, wer durch Vergiftung einen kürzeren oder längeren starrkrampfartigen Zustand bei einem Menschen hervorrufe; wenn aber infolge dieses Starrkrampfes der betroffene Mensch bereits begraben worden sei, so habe Bestrafung wegen Mordes einzutreten*).

Art. 246, ainsi modifie par la loi du 27 octobre 1864. — Est qualifié empoisonnement, tout attentat à la vie d'une personne, par l'etiet de substances qui peuvent donner la mort plus ou moins promptement, de quelque manière que ces substances aient été employées ou administrées, et quelles qu'en aient été les suites. — Pén., 240, 241, 247, 262 et s., 332, 372.

Est aussi qualifié attentat à la vie d'une personne, par empoisonnement, l'emploi qui sera fait contre elle de substances qui, sans donner la mort, auront produit un état léthargique plus ou moins prolongé, de quelque manière que ces substances aient été employées et quelles qu'en aient été les suites.

Si, par suite de cet état léthargique, la personne a été inhumée, l'attentat sera qualifié assassinat. — Pén., 241 et s.

Der „Zombie-Paragraph" aus dem Strafgesetzbuch der Republik Haiti.

Bald nachdem der bejammernswerte Zombie — einst Oliver Barring — nach den Vereinigten Staaten abtransportiert worden war, fand der amerikanische Gendarmerie-Kommandant eines Tages auf seinem Schreibtisch einen verschlossenen Briefumschlag, von dem nicht festgestellt werden konnte, wie er dorthin gelangt war. Dieser Umschlag enthielt eine sonderbare Photographie: Sie zeigte Pierre Escandon und Diane Touzard in prunkvolle Königsmäntel gekleidet, die Häupter mit Kronen geschmückt. Und unter diesem Bild stand:

Spart euch die Mühe, uns zu suchen! Wir haben Haiti längst verlassen. Aber so kommen wir wieder!

Und dann folgte die Unterschrift:

Pierre I., König von Haiti,
und Königin Diane.

Der Kommandant brach in schallendes Gelächter aus, rief dann seinen Adjutanten und zeigte ihm das Bild:

„Hier sehen Sie sich das an! Das ist nun der Mensch, dem es fast gelungen wäre, uns mit ein paar tausend schlecht bewaffneten Strolchen aus dem Lande zu jagen! Auch er, sicher einer der tapfersten und energischsten Männer seines Landes, ist letzten Endes — ein verspieltes Kind. Und weil die Neger eben immer Kinder bleiben, werden sie stets von anderen Völkern beherrscht sein."

*) Der Verfasser verdankt den Hinweis auf diesen Artikel einem bekannten Haiti-Forscher. (W. B. Seabrook: „The magic Island".)

Der Leutnant betrachtete die Photographie eingehend und legte sie dann schweigend in die Hand seines Vorgesetzten zurück.

„Na, Sie sagen gar nichts, Williams? — Oder sind Sie anderer Meinung? Glauben Sie etwa, daß es der schwarzen Rasse jemals gelingen wird, sich auf die Dauer selbständig zu machen?"

Der Adjutant wiegte den Kopf: „Hm... das ist schwer zu sagen. Bisher sieht es ja nicht danach aus, aber... wer weiß!"

Ende.

Lied der Arbeit.

Skizze von Kurt Raschke.

Eigentlich hatte sich Frau Westphal in diesen Jahren das Wundern abgewöhnt. Denn das ist nun einmal so. Wenn Männer Tag um Tag beschäftigungslos zu Hause sitzen, bloß hier und da mal ein bißchen puzzeln, den Gang zum Arbeitsnachweis machen und sonst nur die einzige Sorge haben, die Zeit bis zum Empfang der nächsten Unterstützung totzuschlagen, werden sie komisch. Ihm, von Jugend auf die schwere Pflasterarbeit mit der Ramme gewohnt, mochte die Untätigkeit besonders hart ankommen. Aber seit wenigen Tagen war eine seltsame Veränderung mit ihrem Manne vorgegangen. Sie hatte ihn schlafen lassen, so lange er mochte. Oft sparte sie das Frühstück dabei. Doch neulich, als er dösend am Tisch saß und an einem Spielzeug für den Jungen schnippelte, hatte er plötzlich gelauscht und war ans Fenster getreten. Lange stand er da, lauschte, lauschte.

Sie hatte gar nicht darauf geachtet. Was mochte es schon groß sein! Einige Male war er dann im Zimmer auf und ab gegangen, hatte sich wieder ein Weilchen ans Fenster gestellt, dann — einen Schreck konnte er einem einjagen! — die Mütze vom Nagel gerissen und war ohne ein Wort hinausgestürmt. Am Abend erst kam er zurück, scherzte mit dem Jungen, half dem Mädel bei den Schularbeiten, pfiff und hatte einen Wolfshunger. Aber warum er am Mittag so schnell weggelaufen und wo er bis jetzt gewesen war, davon fiel kein Wort.

Am nächsten Morgen — nee, so'n Mann! — hatte er sich ganz heimlich aus dem Bett geluchst, gewaschen, angezogen. Erst von seinem Hantieren in der Küche wachte sie auf. Da hatte er doch wahrhaftig schon Feuer gemacht und den Kaffee zum Wärmen auf den Herd gestellt.

„Willi, was is denn?" Er kam betreten ins Zimmer, druckste ein bißchen und machte ein Gesicht, grad, als wenn er ein schlechtes Gewissen hätte. „Och", meinte er, „weißt du, bloß ein bißchen an die frische Luft will ich wieder. Zum Mittag bin ich wieder zurück. Schlaf noch, Käthe!" Ehe sie noch etwas sagen konnte, schlug die Wohnungstür ins Schloß. Am Nachmittag, fünf Minuten vor eins, war er wieder ausgerissen und erst um fünf zurückgekommen. Am nächsten Tag dasselbe.

„Wo hast du denn den ganzen Tag gesteckt?" Er murmelte ein bißchen vor sich hin. „Och, bloß rumgegangen", sagte er. Dann erzählte er schnell, was der und was der gesagt und gesprochen hätte.

Heute endlich hatte sie herausbekommen, was mit ihm los war. Als er morgens wieder ganz heimlich verschwinden wollte, zog sie — eins, zwei, drei! — das Kleid an, warf den Hut über das ungekämmte Haar und rannte ihm nach.

Wilhelm Westphal dachte nicht daran, daß ihm jemand folgen könne. Zielsicheren Schrittes ging er seines Weges und bog dann rechts ein. Dort wurden auf dem Pflaster Ausbesserungsarbeiten vorgenommen. Eben schleppte die Kolonne ihre Pflasterrammen auf die Strecke.

Er tippte an den Mützenschirm. „Morjn, na?" Jovial nickten sie ihm zu. „Mojn, Willem, na?" Sie kannten ihn schon. Der Vorarbeiter spuckte in die Hände: „Wollen woll'n wer ja nich, aber müssen müssen wir, — ih, du Deiwel." Die Ramme schlug ihr helles Kling aus dem Stein: Arbeitsanfang. Wie aufspringende Mäuse schwollen die Muskeln unter den hochgekrempelten Hemdsärmeln. Röck

röcketöck röck töck . . . röck röcketöck röck töck. Immer dieser Rhythmus, diese anspornende Melodie des Liedes der Arbeit.

Wilhelm Westphal straffte sich unter dem Sang, der das Blut schneller kreisen ließ, lauschte dem wunderbaren Gleichklang seiner Arbeit, seines Liedes: Röck röcketöck röck töck, röck röcketöck röck töck. Wenn er sich nur nicht geschämt hätte, — streicheln hätte er sie mögen, die Steine, die sein Lied erklingen ließen.

Dann wurde er unruhig, blickte mehrmals nach der Uhr da drüben und sah ängstlich auf die Arbeitenden. Wollten sie noch immer keine Atempause einlegen? Ah, jetzt doch! Schon blickte einer sich suchend um. „Na, Willem, willste wieder ran? Einen Gang?" Glücklich, als habe er ein Geschenk erhalten, warf er die Jacke ab, krempelte die Ärmel auf und legte die Fäuste um die Ramme. Genugtuung strahlte aus seinem Gesicht. „Ho!" rief er und spie in die Handfläche. Jetzt ging's unter seinem Kommando: „Ih, du Deiwel . . . röck röcketöck röck töck . . . röck röcketöck röck töck . . . und nochmals röck röcketöck röck töck . . ."

„Ah!" dehnte er den Rücken, streckte die faulen Knochen. „Ah!" In tiefstem Behagen: Arbeit, Arbeit. Herrlich, herrlich. Stolz schwellte ihm die Brust. Man konnte noch, man konnte; war wenigstens nicht ganz mehr unnützer Brotwegesser. Noch ein Ruck: Röck röcketöck röck töck . . . und nochmal röck röcketöck röck töck.

Frau Käthe schaute ihm lange zu, dann ging sie, kopfschüttelnd: „So'n Mann!" Die lachten ihn ja bloß aus, ließen ihn für sich arbeiten und steckten den Lohn in die eigene Tasche. Denn ob sie ihm was gaben? Mehr als mal die Hand?

Über Mittag hielt sie's noch aus, zu schweigen. Aber am Abendtisch, als er wie ein Verhungerter ins Brot einschlug, fragte sie: „Na, Willi, wat kriechste nu eigentlich dafür, daß de die andern so fein faulenzen läßt?" Vor Schreck blieb ihm der Bissen im Munde stecken. Böse blickte er auf. „Haste mir da auch schon wieder nachspionieren müssen? Nicht mal d a s bißchen Freude wird einem gegönnt!" Wütend warf er das Messer auf den Tisch, hieb krachend die Tür zu.

Sie hatte es wirklich nicht so gemeint. Am liebsten wär sie ihm nachgelaufen. Freude hatte er daran, Freude? Darauf war sie nicht gekommen, daß ein Mann auch Freude an der bloßen reinen Arbeit ohne Lohn haben könne. Aber nachher machte er ein so finsteres Gesicht, daß sie es ließ, noch ein Wort darüber zu sagen.

Am nächsten Morgen war s i e die erste, kochte den Kaffee, fand auch noch ein wenig Fett, es ihm über die Stulle zu kratzen. Heiter kam sie in die Stube. Er lag noch im Bett. „Na, willst du denn heute nicht zur Arbeit?" Sie blickte besorgt zur Uhr. „Mußt dich beeilen, Willi." Er sah sie nur einmal verstohlen an, dann war er mit einem Satz in den Hosen, wusch sich. „Bist doch meine tüchtige Dirn", sagte er und legte ihr für einen Augenblick den Arm um die Schulter. Die Freude blieb den ganzen Tag auf ihrem Gesicht.

„Morjn, na?" tippte er den Mützenschirm an. „Bißchen später geworden heut'." Die Kolonne war schon an der Arbeit.

Der Vorarbeiter ließ die Ramme stehen und kam auf ihn zu. „Mojn, Willem. Dacht schon, wärst verschütt gegangen. Und — was ich noch sagen wollte — soll dich vom Ollen fragen, ob du morgen anfangen willst. Die Sache mit dem Arbeitsamt schmeißt er schon."

Wilhelm Westphal wurde plötzlich blaß, dann rot. Das Herz trommelte einen raschen Wirbel. „Was?" Er duckte sich, um dem andern nicht zu zeigen, wie weh das tat, mit solchen Sachen zu spaßen.

„Ja", meinte der Vorarbeiter. „Jetzt wird wieder jede Hand gebraucht. Autostraßen bauen."

„Autostraßen bauen", wiederholte Wilhelm Westphal mechanisch. Dann war er mit zwei Sprüngen an der Ramme, hob sie hoch, hoch: „Hoi, röck röcketöck röck töck . . . röck röcketöck röck töck . . ."

Konzert um Gott.

Skizze von Herbert Burgmüller-Mühlheim.

Einsam ist Friedrich auf des Lebens Höhe. Rheinsberg, selige Kronprinzenzeit! Verweht... Die schicksalhafte Fahrt der Großen, sie führte auch ihn auf den schwindelnd hohen Grat, den der eisige Firnwind der Vereinsamung umbläst. Keine Frauenliebe wärmt das kühle Herz, keine Freundschaft füllt die Leere. Ihm bleibt die kalte Einsamkeit, wie er es mit herbem Stolz einst hinter den Wällen von Küstrin geahnt — an einem grauen Novembertag vor siebzehn Jahren . .

Nein, wer einmal diesen himmelsnahen Grat erstieg, der findet nimmer einen Weg zum Menschen. Und Gott? Wie oft traf Spott aus seinem Mund dies Wort — zu Ziethens Gram . . .

Vor Friedrich liegt der blütenschwere Park, um den das halbe Licht der Scheidestunde webt. Er starrt hinaus. Versonnenheit liegt auf seinen früh vereisten Zügen. Was bleibt? Der schale Ruhm des ersten Krieges?... Nur die Verantwortung! Stunde der Einsamkeit, wo auch der Große wieder Mensch zu werden strebt. Gibt die Verantwortung dir Herzenswärme, Liebe?

Der König wendet sich. Er schellt. Die Pagen leuchten ihm voran zum Saal.

Kammerkonzert zu Potsdam. Die Gesellschaft wartet. Kerzen flimmern im Spiegel des Parketts. Nur leises Flüstern hebt sich zage. Das Instrumentestimmen füllt feierlich den Raum. Erwartung . . .

„Bach ist da . . ." spricht leise Quanz.

Friedrichs Blick glänzt plötzlich auf: „Bach . . ."

Die Flügeltür rauscht auf. Ein Raunen wogt. Die Blicke aller fliegen dem Eingang zu: Bach.

Bescheiden tritt der greise Meister ein. Hastig springt Friedrich vor, reicht seine Hand. Die beiden Könige begrüßen sich mit ehrfurchtsvollen Augen. Ein jeder beugt sich vor der Majestät des anderen.

Bach setzt sich ans Piano.

Der Hof sinkt schweigend in die Sessel, die Kapellisten stellen sich zur Seite.

„Majestät sind selbst ein großer Musiker. Ich bitte Sie ergebenst um ein Fugenthema."

„Die Flöte, Quanz!"

Nachdenklich nimmt Friedrich das Instrument. Seltsame Rührung führt es an die Lippen und befiehlt das Thema: „b—a—c—h . . ."

Unsicher schaut der Meister auf. Diese Ehre vom Größten seiner Zeit? — „Das soll . . . ich . . . spielen?"

In Friedrichs grauen Augen leuchtet Wärme: „Spiel Er! Er ist es wert."

Bach greift in die Tasten. Sein Leben wird Musik: . . . b—a—c—h . . . Melodik, einfach und dennoch tausendfach gewandelt, ergießt sich, wölbt sich farbig wie ein Regenbogen. Das Herz baut einen Dom dem Himmel zu — aus tragischer Erkenntnis. Die Seele breitet ihre Schwingen, fliegt auf — wie feierliche Dämmerung — zu Gott. O, letztes Erkennen, einziger Trost, größte — Liebe . . .

Die Gesellschaft schweigt, atembenommen. Dies Konzert hat man zu Potsdam nie gehört.

Einsam, abseits steht der König, lauscht in sich hinein, wo die Fuge schmerzhaft jubelnd hehren Widerhall empfängt. Es dauert eine Weile, bis der Bann zerbricht. „Ich danke Ihm. Er ist doch der König von uns allen", sagt Friedrich, reicht Bach die warme Hand. „Messieurs, die Soirée fällt aus!" Der König geht.

Friedrich erwartet Bach auf der Terrasse. Drunten schläft der Park von Potsdam in der Mainacht. In einem fernen Busch erwacht mit süßem Lied die Nachtigall. Im Gestirnenfeuer, unter Kirchenstille, empfängt der König seinen König. „Lange habe ich auf Ihn gewartet, Bach. Lange. Ich danke, danke Ihm. Nur Er spricht so in unserem Jahrhundert. — Will Er mir morgen in der Kirche eine Fuge spielen?"

„Zu viel der Ehren, Majestät, für mich. Warum?"

„Weiß Er denn nicht von Einsamkeit?"

„Ich kann nicht einsam werden, Majestät. Ich habe immer einen Freund."

Der König hält des Meisters Hand. „Der wäre, Bach?"

„Gott! Majestät."

Randglossen.

Gesammelt von Bruno E. Leiningen.

Ein Psychiater hat erklärt, es gäbe kein Mittel gegen Minderwertigkeitskomplexe. — Er sollte es einmal mit einem sechsstelligen Bankkonto versuchen.

*

Ein Mann klagte gegen seine vermögende Frau in der Scheidungsklage auf Zahlung von Unterhaltskosten. Er wurde mit seinem Antrage abgewiesen. — Es wird höchste Zeit, daß eine Liga für Gleichberechtigung der Männer gegründet wird.

*

Ein findiger Kopf hat einen elektrischen Kochtopf erfunden, der nach Leerung den Strom automatisch ausschaltet. — Ganz schön, aber den vielen Arbeitslosen wäre eher mit einem Kochtopf gedient, der sich nach Leerung automatisch füllen würde.

*

Nach dem neuesten Modeschrei gehen Damen der amerikanischen Gesellschaft mit kleinen Schweinchen an der Leine spazieren. Manche Ferkel sollen sich energisch geweigert haben. — Sie sind eben sehr auf ihren Ruf bedacht.



Bunte Chronik



Harz als Baumaterial.

Eine Reihe von bekannten englischen Architekten beschäftigt sich augenblicklich mit Versuchen, Baumharz als Baumaterial für Häuser zu verwenden. Sie erklären, das Zeitalter des Stahls sei in Kürze überwunden. Holz, Stein und Stahl werden nicht mehr als Baumaterial benutzt werden. Alles, von der Zigarettenspitze und Zahnbürste bis zu Möbeln, Häusern und Brücken wird in Zukunft aus natürlichem oder synthetisch gewonnenem Harz hergestellt werden. Auf den Diamantenfeldern Südafrikas hat man bereits den Versuch gemacht, die kleinen Wellblechhütten durch Häuser aus synthetischem Harz zu ersetzen. Diese Häuser sollen widerstandsfähiger und dauerhafter sein und sind außerdem nicht so gute Wärmeleiter wie die Wellblechhütten, so daß das Wohnen darin angenehmer ist. Schließlich sollen auch Möbel aus diesem neuen Werkstoff hergestellt werden, und die Architekten interessieren sich bereits für die Möglichkeiten moderner Dekorationen, die sich aus dem Material ergeben.



Lustige Ecke



Pech.



„Nanu, Herr Professor, wozu denn das Brecheisen?"

„Ja, denken Sie sich das Pech; ich habe meinen Schrank abgeschlossen und den Schlüssel wahrscheinlich drin liegen lassen, denn ich finde ihn nicht!"



Rätsel-Ecke



Scherz-Rätsel.



Schuß

*

Namen-Rätsel.

dor, fer, a, ris, fritz, te, ho, do, fe, be.

Aus diesen zehn Silben sind fünf Namen zu bilden, die so untereinander gebracht werden müssen, daß die senkrechte Mittellinie wieder einen Namen ergibt.

*

Rätsel.

Eine Muschel deckt mich zu.
Aber nimmst du mir ein „u",
Werde ich im Garten blüh'n,
Wenn die Schwalben heimwärts zieh'n.

*

Rätsel.

Im Gasthaus und im Kartenblatt
Mich mancher schon betrachtet hat;
Ein „B" davor; mein blaues Band
Geht vom Gebirg' durchs Schlesierland.

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 212.

Umstellungs-Aufgabe:

M	I	N	K	A
I	N	S	E	L
C	H	L	O	R
H	A	F	E	N
A	U	G	E	N
E	N	K	E	L
L	A	M	P	E
I	R	E	N	E
S	E	N	S	E

= Michaelis.

*

Zahlen-Rätsel:

Walzer, Amati, Geige, Norden, Exzellenz, Rossini.
= Wagner — Rienzi.

*

Zusammensetz-Rätsel:

Kasse
Wiese
Kappe
Kette
Seele
Samen
Rubel
Beere
Borte
= September.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.